

Vom Bruchfaler Schloß

Zur zweihundertjährigen Feier der Grundsteinlegung
Von Studienprofessor Max Schmitt



vor etlichen Monaten gingen die musikalischen Veranstaltungen in der Würzburger Residenz (Mozartwoche), welche die reichste Teilnahme der musikliebenden Bewohner von Stadt und Umgebung hervorriefen, zu Ende. Zum ersten Male öffneten sich die weiten Tore des Würzburger Schloßbaues gerade vor zwei Jahren festlich geklimmten Menschen, welche in einfacher Weise im Rahmen eines Kammermusikabends die zweihundertjährige Erinnerung an die Grundsteinlegung der Würzburger Residenz (22. Mai 1720) begingen. Die gleiche Erinnerung veranlaßte heuer den Stadtrat der Stadt Bruchsal in Verbindung mit dem Bund „Badische Heimat“ eine zweihundertjährige Feier der Grundsteinlegung zu dem ehemals fürstbischöflich Speyerischen Schloß zu Bruchsal in festlichster Weise zu begehen.

Am 27. Mai 1722 erfolgte durch Kardinalfürstbischof Hugo Damian von Schönborn zu Speyer (1719–43), einen Bruder der beiden Fürstbischöfe Johann Philipp Franz (1719–24) und Friedrich Karl (1729–46) von Schönborn zu Würzburg, die Grundsteinlegung zu einem neuen Schloße in Bruchsal. Dieses wurde dauernde Residenz der Fürstbischöfe von Speyer bis zur Säkularisation 1803. Mit Hugo Damian von Schönborn übernahm 1719 ein Herr die Pflichten und die Verantwortung als Bischof und Reichsfürst des Hochstiftes Speyer, wie man es seit einem Jahrhundert von seinem Vorgänger Philipp Christof von Stöbern, zugleich Kurfürst von Trier, Lothar Friedrich von Metternich: Kurfürst zu Mainz und Johann Hugo von Obed: Kurfürst von Trier nicht mehr gewohnt war. Mit starker Hand und zielicher griff Hugo Damian von Schönborn, der in der Staatswirtschaft tüchtig ausgebildet war, in alle Verhältnisse des verlotterten Staatsbetriebes ein und es gelang ihm bei seiner meisterhaft durchgeführten Regierung in kurzer Zeit sein Land von den Schulden zu befreien und bei seinem Tode seinem Nachfolger, Fürstbischof Kardinal Franz Christoph von Hutten, eine geordnete Staatskasse mit 900 000 Gulden Überschüssen zu hinterlassen.

Hugo Damian von Schönborn, von dem freien Hauche der Kunst berührt, war in dem engen Kreise seiner staatlichen und finanziellen Macht ein begeisterter Freund der Künste, insbesondere der Baukunst. Wie dem Geschlechte der Schönborn und einem Balthasar Neumann einer der glänzendsten Fürstlichen, die Residenz zu Würzburg, ihr Dasein verdankt, so steht der Name Neumanns auch in engster Beziehung zur Baugeschichte des Bruchfaler Schloßes. Aber nicht für ihre Familien und Nachkommen haben diese geistlich-weltlichen Herrscher des 18. Jahrhunderts ihre Residenzen erbaut, sondern für ihre Nachfolger im Amt, die sie nicht gekannt und deren Reihe Napoleons mächtige Hand bald zerstörte, und für die künftigen Geschlechter des deutschen Volkes.

Als geistiger Vater des Residenzbaues zu Bruchsal kommt, wie der Karlsruher Ministerial- und Baurat Dr. Fritz Hirsch in seinem Monumentalwerk über das Schloß zuerst nachwies, der Mainzer Oberbaudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Gruenstejn in Betracht. Der Würzburger Meister Balthasar Neumann trat nach

Ritters Entlassung 1728 als künstlerischer Verater des Fürstbischofs auf den Plan und ihm gelang die meisterliche Ausführung der Haupttreppe im Hauptgebäude.

Zwei auch in unserem fränkischen Heimatlande sonst tätige Maler trugen die leuchtenden Farben, die den vielhundertjährigen Bestand des geistlichen Staates überdauert haben, an die Decken und Wände der Säle des Bruchfaler Schlosses: ein Johannes Zid, der die Frescodecke im Gartensaal der Würzburger Residenz gemalt, und Giovanni Francesco Marchini, der die Pfarrkirche und die Kreuzkapelle zu Wiesentheid in den Jahren von 1730—32 ausgemalt. Letzterer wurde durch Vertrag vom 21. Juli 1732 nach Bruchsal verpflichtet und erhielt insbesondere einen für die Architektur des Baues bedeutsamen Auftrag mit der Fassadenbemalung des Schlosses.

In würdigster Weise bezug die Feststadt Bruchsal den zweihundertsten Gedenktag der Grundsteinlegung ihres Schlosses. Nach einem Gedächtnisgottesdienst in der in ihrem Grundriß eigenartigen Peterskirche, deren Turm nach Plänen Balthasar Neumanns gebaut ist, begann der Festakt im Marmorfaal, wohin sich die Festteilnehmer, in der Eingangshalle des Schlosses mit seinem silbernen Neumannschen Treppenbau von Kokolodamen und -herren empfangen, begaben: darunter die heute lebenden Mitglieder der gräflich von Schönbornschen Familie, an deren Spitze sich Dr. Erwin Graf von Schönborn-Wiesentheid befand, Fürst von Fürstenberg, vermählt mit einer Gräfin Schönborn-Wien, und Freiherr Ritter von Gruenstein, Nachkomme des obengenannten Mainzer Baukünstlers. An den Festakt reihte sich ein Rundgang durch die zahlreichen Räume des Schlosses mit ihren märchenhaften Wandteppichen, alten Fürstenbildnissen, kostbaren Es spiegeln, herrschaftlichen Möbeln und reichvergoldeten Wandverzierungen.

Am Nachmittag bewegte sich der Sommertagszug, ein altfränkischer Brauch, mit seinen symbolischen Darstellungen von Handwerk, Landwirtschaft und örtlichen Sagen in 55 Gruppen zu Wagen, zu Fuß und zu Rad in den buntesten Farben über eine Stunde lang durch den Ehrenhof. Und am Abend lud ein Festkonzert die Festteilnehmer in den Fürstensaal des Schlosses. Die Künstler in Kokolotracht spielten Sonatensätze von Stamitz, Scarlatti, Händel, Mozart, dell' Abaco auf alten und modernen Instrumenten (auf Viola d'amore und dem wiederhergestellten Cembali von Johann Stein 1728—92) nebst einer Koloraturarie aus „Zémire et Azor“ von Grétry, welche ziervolle Musik des 17. und 18. Jahrhunderts die Zuhörer in atemloser Spannung im Banne hielt und sie versenkte in die prachtvollen Feste im Schloß aus längst vergangenen Zeiten. Der Geist des mächtigen Kirchenfürsten und gottbegnadeten Bauherrn zog durch den im Kerzenlicht erstrahlenden Fürstensaal, von dessen Deckengemälde in der Wölbung Johannes Zids üppige Farben leuchteten, und erfüllte die Seelen der Lauscher mit Dank für einen Großen und Guten, der seinem Lande und seinem Volke einst ein Geschenk des Schönen und Erhabenen gegeben.



Neue mainfränkische Mundartdichtung

Cornel Schmitt



Die Mundart ist die Mutter des Schriftdeutschen. Das wird heutzutage nicht mehr bestritten. Aber es gab doch eine Zeit, wo die Tochter die Mutter vollständig vergessen hatte, wo sie sich mit welschen Fezzen bebing und des armen Bauernweibleins schämte.

In der Dichtung gar nahm damals die Mundart die Stelle des Handwursts ein. Wenn es galt, die „altfränkischen“ Bauernsitten lächerlich zu machen, oder wenn es galt, komisch-derb zu sein auch in besserer Gesellschaft, wo man das Wort „Unterhose“ nicht ohne Aufsehen zu erregen hätte aussprechen können, da rief man den Handwurst mit Pritsche und Schellenkappe herbei.

Arme, arme Muttersprache! Bis ihr von Norden in Neuter ein Helfer erstand, der ihr eine Gasse in die deutsche Literatur bahnte.

In Franken aber spukt noch die Mißachtung der Mundart weiter bis in unsere Tage. Ich will den Verdiensten Auckerts und Krams nicht Abbruch tun. Aber sie schwingen die Pritsche viel zu sehr und schüttelten die Narrenkappe, daß alle Blöcklein klangen. Und wenn die Hörer sich vor Lachen bogen, dann waren sie zufrieden.

Das genügt anscheinend auch einem mainfränkischen Mundartdichter, Widder („Landseuer“, Deutscher Verlag, Würzburg). Ja es sind heitere Geschichten aus Franken. Aber sie zeigen nur die Außenseite. Seine Franken plaudern und schwagen (wie der alte Pappler in dem biedereren, alten fränkischen Geschäftshaus). Aber warm wird man dabei nicht¹⁾.

Da ist Ernst Luther („Hollersträuwali“, Deutscher Verlag, Würzburg) aus anderem Holze geschnitten. Die Gedichte, die er uns darbietet, sind voll von Heimat- und Mutterliebe. Viel Sangbares ist darunter, manches, was aus Volkslied gemahnt. Luther ist Lebensbejaher:

„mit bleß jen Arweda und Schlaßia
hat unner Herrgott di beschaffia“.

Er steigt auf die Berge und sieht sein Paradies zu Füßen liegen, „S'trauki Eckala in der Wäld“. Was einem Widder nicht gelingt, das meistert Luther: mit innerer Teilnahme lesen wir, denn er läßt sie nicht nur reden, seine Franken, auch handeln. Und doch; wenn ich seine Lieder lese, immer mißt sich (besonders bei seinen hohen Liedern der Heimatliebe, ein Unterton in meine Freude, der leise fremdartig mitklingt, und immer drängt sich die Frage auf: Verlangt dieses Gedicht zwingend nach der Mundart? Wür's im Schriftdeutschen nicht ebenso ergreifend schön? —

Der störende Unterton verschwindet mit einem Mal, wenn ich zu dem Büchlein „Mei Frank'n“ von Mikelaus Fey, Philippus-Verlag Lohr am Main greife.

Ob er schalkhaft blinzelt oder herzlich lacht, ob er den Häcker zum hl. Veit um Mous beten läßt oder ihm Worte des Unmuts in den Mund legt, weil St. Kilian dem Regenwetter nicht Einhalt tut, ob er den derben Bauer mit dem Pfarrer reden läßt oder

¹⁾ Der Verf. beurteilt Widder doch zu hart. Vergl. auch unsere Besprechung, 8. Jahrg., S. 149.